

Auch ein Wort zum "Weltsprache"-Problem

Autor(en): **Schwyzer, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **2 (1908)**

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751148>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Übereinstimmend geht aus dem letzten Briefwechsel Haller's an seinen befreundeten Kollegen August Tissot hervor, dass der Schwermut sich stetsfort mit der Frage abquälte: „Wird mir Gott verzeihen, dass ich seine Kreaturen so gequält habe? ich habe Gottes Geschöpfe so misshandelt, wie wird mich Gott behandeln?“ (Eynard K.: A. Tissot's Leben. Übersetzt von K. Mann. Stuttgart 1843, S. 190.) — Diese Schwermut und Gewissensbisse Haller's erklärt sich der Physiologie-Professor Dr. Kronecker (Bern) durch die Nierenkrankheit, an der jener gelitten. (Vergleiche „Öffentliche Disputation über die Vivisektion“, gehalten im Physiologischen Institute der Universität Bern am 31. Januar 1903. Dresden 1904, Verlag des „Internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Tierfolter“, Seite 27.)

So ist uns Albrecht von Haller als Vivisektor eine interessante, für sein Zeitalter überaus charakteristische Erscheinung. Im Rahmen meiner vorbereiteten „Geschichte der Vivisektion und des Tierversuches“ — aus welcher Vorliegendes einen Kapitel-ausschnitt bedeutet — wird sie noch vollends verstanden werden. Haller's psychisches Widerspiel aber ist uns ein Beleg mehr für den altbewährten Spruch, dass der Mensch seine Naturanlage nie vollends verleugnen könne; denn auch als Physiologe und Vivisektor war Haller bei aller Stärke des Geistes und der Energie von einem gemütvollen Charakterzug bewegt, wie er nun einmal einer idealen Seele eigen und einer Dichternatur würdig ist.

LUZERN.

FRANZ HEINEMANN.



AUCH EIN WORT ZUM „WELTSPRACHE“-PROBLEM.

Obschon es immer ein undankbares Geschäft ist, einem Propheten widersprechen zu müssen, glaube ich mich doch der freundlichen Aufforderung nicht entziehen zu dürfen, die Ausführungen von Herrn Professor Lorenz im 10. Hefte dieser Zeitschrift vom entgegengesetzten Standpunkte aus zu beleuchten.

Schon mit dem Titel des Aufsatzes kann ich mich nicht einverstanden erklären. Eine einheitliche Sprache des ganzen Erd-

balls hat es nie gegeben, noch wird es je eine solche geben; die Ausführungen Nietzsche's, welche die „Weltsprache“-Freunde so gerne zitieren, sind ebenso utopisch wie die Jenseitsvorstellungen der Bekenner des echten Zarathustra: zum paradiesischen Zustand am Ende aller Dinge gehört auch eine einzige, einheitliche Sprache (die aber natürlich für die Verehrer des heiligen Feuers nur ihre eigene nationale Sprache sein konnte). Ob dieser Zustand wirklich so ideal wäre? Auf Erden ist er nicht möglich. So lange es verschiedenes Volkstum gibt, gibt es verschiedene Sprachen. Die Sprache ist nicht ein blosses Verkehrsmittel, sie ist auch das Archiv der Vorstellungen und Begriffe eines Volkes, die sich bei verschiedenen Völkern durchaus nicht decken.

Ernsthaft kann nur von einer internationalen Hilfssprache die Rede sein, und abgesehen vom Anfang und vom Ende seines Aufsatzes beschränkt sich auch Herr Professor Lorenz auf dieses praktisch allein erreichbare Ziel. Eine internationale Hilfssprache will nicht die nationalen Sprachen verdrängen, sie will ihnen nur helfend zur Seite stehen; das ist die Definition, die freilich in der Praxis von den „Weltsprache“-Freunden gewöhnlich mit der Utopie einer wirklichen Weltsprache verwechselt wird. Die internationale Hilfssprache „muss ebenso wohl den Bedürfnissen des täglichen Lebens wie den Zwecken des Handels und Verkehrs, wie endlich den Aufgaben der Wissenschaft zu dienen imstande sein“. Wie reimt sich damit zusammen, dass der Hamlet ins Esperanto übersetzt wird? Da haben wir die Konfusion zwischen Hilfssprache und Weltsprache, die auch in Samenhof's Hymnus Espero mit seinen humanitär-kosmopolitischen Ideen unverhüllt zutage tritt. Höchstens als Mittel, eine gar nicht notwendige Leistungsfähigkeit der Sprache zu zeigen, kann man solche Versuche gelten lassen; aber den tatsächlich zugrunde liegenden Gedanken, auf diesem Wege eine Esperanto-Literatur zu gewinnen, halte ich für durchaus verfehlt.

Doch handelt es sich zunächst noch nicht um das Esperanto, sondern erst um das Problem im allgemeinen. Viele und hervorragende Sprachforscher erklären eine internationale Hilfssprache als für schlechterdings unmöglich, als ein trauriges Retortenprodukt, einen Homunculus, dem jede Lebenskraft abgehe. Ich kann diesen Standpunkt nicht teilen oder doch nicht völlig teilen: auf

einen verhältnismässig engen Kreis Gebildeter beschränkt und vorwiegend schriftlich gebraucht mag eine künstliche Sprache neben den nationalen bestehen können, etwa wie neben der nationalen Schrift die Stenographie.

Je mehr Leute aber eine solche Sprache anwenden und je freier sie gebraucht wird, was besonders im mündlichen Verkehr der Fall sein wird, desto grösser ist die Gefahr der Spaltung. Sicherheit kann nur die beständige Kontrolle durch Grammatik und Wörterbuch geben. Würde einmal der mündliche Gebrauch einer Hilfssprache allgemein werden, gäbe es in kurzem so viele Varietäten derselben wie nationale Sprachen, und bald wären sie gegenseitig nicht mehr verständlich und man könnte die Einigung von vorn beginnen.

Aber auch der schriftliche Gebrauch hat seine Schwierigkeiten. „20 Kilo Kartoffeln“ oder „6000 Fr.“ wird man zwar nur eindeutig wiedergeben können, aber wie steht es mit den Konstruktionen und Phrasen? Wer meint, die Konstruktionen und Redensarten der Muttersprache lassen sich ganz einfach Wort für Wort in die Hilfssprache umsetzen und seien dann einem Anderssprachigen gerade so verständlich wie einem Sprachgenossen, täuscht sich sehr. Es wird in sehr vielen Fällen der gleiche Effekt herauskommen, wie wenn „ich denke an dich“ etwa mit „I think to you“ übersetzt wird. Alle die Leute, welche zum Beispiel Esperanto sprechen, denken ja nicht Esperanto, sondern französisch, deutsch, englisch, japanisch usw. Es fragt sich sehr, ob ein malaiisch oder chinesisches gedachter Esperanto-Satz in Europa ohne weiteres verständlich wäre.

Doch halt, dafür gibt es natürlich auch in der „Weltsprache“ bestimmte Regeln, einen bestimmten Sprachgebrauch. Dass es diesen geben muss, wenn die Hilfssprache nicht nur dem allerprimitivsten Verkehr dienen soll, ist klar. Aber es ist ebenso klar, dass die Notwendigkeit einer bestimmten Phraseologie die Hilfssprache enorm erschwert; je freier eine solche Sprache sich entwickeln wird, je weitere Kreise sie zieht, desto schwieriger wird sie werden. Es ist nämlich ganz unrichtig, anzunehmen, die Schwierigkeit der natürlichen Sprachen bestehe nur oder auch nur zum grössten Teile in der Unregelmässigkeit der Formenlehre. Wer zum Beispiel schon Latein unterrichtet hat, weiss, dass die

Aneignung der Formen viel leichter vor sich geht als die Beherrschung der Konstruktionen, der Syntax und des Stils. Die modernen europäischen Sprachen stehen sich allerdings im Ausdruck näher — auch die slavischen Sprachen weisen eine Reihe von „Europäismen“ auf, um mit Miklosich, dem slavischen Grimm, zu sprechen, — aber der Verschiedenheiten sind doch noch genug. Es bleibt dabei: jeder Fortschritt der Hilfssprache über gewisse Grenzen hinaus erschwert, ja untergräbt im Grunde ihre Existenz.

ZÜRICH.

(Schluss folgt.)

DR E. SCHWYZER.



FRAU RAT.

Ein einzigartiger Fall: auf den 13. September wird man in deutschen Landen des hundertsten Todestages der Mutter eines grossen Mannes gedenken. Bei allem biographischen und psychologischen Interesse für die Eltern bedeutender Menschen — und man pflegt, mit Recht wohl, die Mütter meist als wertvoller einzuschätzen denn die Väter — nimmt man sie doch nicht in den Weltheiligen-Kalender auf, der Geburts- oder Todestag geistiger Standespersonen registriert und nach bestimmten Zeitabschnitten die allgemeine Ordre zu ehrendem Gedächtnis erteilt. Auch dass es sich um die Mutter Goethes handelt, kann nicht entscheidend sein. Denn dass der Sohn der Mutter in seiner Autobiographie ein schönes Denkmal gesetzt hat, würde doch nicht genügen, um diese Frau als etwas ganz für sich der Erinnerung Würdiges erscheinen zu lassen. Sie würde uns vielmehr bloss als das freundliche, gütige, ausgleichende Element neben dem etwas mürrisch-pedantischen, unbequem didaktisch aufgelegten Herrn Rat empfohlen sein, als die treue Bundesgenossin der übermütigen Jugend — „meine Mutter, stets heiter und froh und andern das Gleiche gönnend“ — vor allem aber als die, welche dem „Doktor Wolf“ die Frohnatur, die Lust zum Fabulieren mit auf den Lebensweg gab. Oder wir würden die Rätin dank Bettinas wunderherrlicher Apotheose ihres grossen Weimarer Freundes als die unschätzbare Hüterin und Kündlerin des evangelium juventutis ihres